

**28, 2 (2017) – Schwesterfiguren**

**Hg. von Almut Höfert, Michaela Hohkamp und Claudia Ulbrich**  
*Edited by Almut Höfert, Michaela Hohkamp and Claudia Ulbrich*

168 Seiten/pages, ISBN: 978-3-8471-0713-2, ISSN: 1016-362X

**Editorial**

„Schwestern“ und „Schwesterschaft“ (*sisterhood*) waren in den späten 1960er- und in den 1970er-Jahren für zahlreiche Feministinnen mobilisierende Begriffe im Kampf um Selbstbestimmung und Gleichberechtigung. Die Parole „Wir sind alle Schwestern“, mit der US-amerikanische Feministinnen den Kampf gegen die Unterdrückung von Frauen antraten, unterstützte die Vorstellung, Frauen seien „eine große gleichdenkende und -handelnde Gruppe, ein *Wir*“.<sup>1</sup> Erst ein Jahrzehnt später wurde deutlich, wie naiv und eurozentrisch dieses Konzept ist. Seit es nicht zuletzt dank der Interventionen von Black und Postcolonial Feminists kein Kollektivsubjekt „Wir-Frauen“ mehr gibt, hat auch das Konzept „Sisterhood“ an Bedeutung verloren. Unumstritten war es freilich nie.

Zu jenen, die der Idee der „Sisterhood“ von Anfang an kritisch gegenüberstanden, zählt auch Luisa Passerini, die wir für dieses Heft um ein Gespräch gebeten haben. Passerini war – und ist – dezidiert dagegen, den Ausdruck „Schwestern“ (im Sinne einer biologisch bestimmten Gruppe) politisch zu verwenden. Denn zum einen, so Passerini, sei es eine Illusion, von *dem* weiblichen Körper auszugehen, der alle Frauen in Schwesterschaft vereine. Die radikalen italienischen Feministinnen, zu denen Passerini damals gehörte, lehnten das Konzept von Schwesterschaft aber auch deshalb ab, weil es metaphorisch vorgegebene Familienbande impliziert und mit Mutterschaft verbunden ist. Passerinis Kritik, die „Im Gespräch“ nachzulesen ist, spricht vieles an, was zu unserem Themenschwerpunkt *Schwesterfiguren* gehört: das Versprechen von schwesterlicher Gleichheit, das Unterschiede und Machtverhältnisse ausblendet, dabei auf eine scheinbar biologisch begründete Gleichheit von Körpern referiert und eng mit vertikalen Beziehungen wie Mutterschaft zusammenhängt.

---

<sup>1</sup> Ruth-Ellen Joeres, *Sisterhood? Jede für sich? Gedanken über die heutige feministische Diskussion in den USA*, in: *Feministische Studien*, 12, 1 (1994), 6–16, 6.

In diesem Heft wird ein neuer geschlechterspezifischer Ansatz zur Geschichte der Schwester verfolgt. Anknüpfend an aktuelle Forschungen zu Verwandtschaft als plurirelationales Beziehungsgeflecht wird die verwandtschaftliche „Figur“ der Schwester zum Ausgangspunkt für Analysen gesellschaftlicher Praktiken und Wandlungsprozesse in Europa zwischen dem 15. und dem 20. Jahrhundert.

Forschungen über Verwandtschaft waren bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts eine Domäne der Anthropologie. Die Geschichtswissenschaft hat dieses Feld seit einiger Zeit entdeckt und auch in geschlechtergeschichtlicher Perspektive bearbeitet. Dabei wurde der Fokus von der (Kern-)Familie und den vertikalen Verwandtschaftsbeziehungen zwischen Eltern und Kindern entscheidend erweitert, indem auch die lateralen Verwandtschaftsverhältnisse einbezogen wurden.<sup>2</sup> Neben leiblichen Verwandten wie etwa Tanten, Onkel, Cousins und Cousinen gerieten nun auch affine Verwandte, also Heiratsverwandte wie zum Beispiel Schwäger und Schwägerinnen, in den Blick. Bei aller Verschiedenartigkeit ihrer Positionen in den jeweiligen verwandtschaftlichen Zusammenhängen haben all diese genannten leiblichen Seiten- und affinen Verwandten eines gemeinsam: Sie sind immer auch irgendjemandes Bruder oder Schwester beziehungsweise als Cousins und Cousinen deren direkte Nachkommen. In der verwandtschaftlichen Architektur von Gesellschaften waren und sind Schwestern und Brüder an zentraler Stelle zu verorten. Ihre Bedeutung für gesellschaftliche Beziehungsgefüge wird unterstrichen durch die häufig zu beobachtende Praxis, nicht leiblich verwandte Personen – Angehörige von Glaubensgemeinschaften, spirituellen Vereinigungen, beruflich orientierten Assoziationen, Korporationen oder MitstreiterInnen in politischen und sozialen Bewegungen – als Schwestern oder eben auch als Brüder zu bezeichnen. In der Forschung standen dabei lange die Brüder – im leiblichen und im übertragenen Sinne wie in der *fraternité* der Französischen Revolution – im Vordergrund.<sup>3</sup> Das Verhältnis von Brüdern und Schwestern wurde außerdem als emotionales Beziehungskonzept erforscht,<sup>4</sup> nicht zuletzt zur Geschwisterliebe.<sup>5</sup> Das vorliegende

---

<sup>2</sup> Diese Ausweitung auf die Seitenverwandten wurde in einigen Forschungsfeldern vorgenommen. Als Beispiele seien hier die Haushaltsforschung, die geschlechtergeschichtlich ausgerichtete Adels- und Dynastiegeschichte, lokal- und mikrogeschichtlich angelegte Studien und die Unternehmensgeschichte als Familiengeschichte genannt.

<sup>3</sup> Vgl. Didier Lett, *L'Histoire des frères et des sœurs*, in: *Clio*, 34 (2011), 182–202, 186.

<sup>4</sup> Als Auswahl seien hier genannt: *Quaderni Storici*, Anno XXVIII, 83 (1993): *Fratello/Sorella*, hg. von Angiolina Arru u. Sofia Boesch Gajano; Sophie Ruppel, *Verbündete Rivalen. Geschwisterbeziehungen im Hochadel des 17. Jahrhunderts*, Köln/Weimar/Wien 2006; Naomi J. Miller u. Naomi Yavneh (Hg.), *Sibling Relations and Gender in the Early Modern World: Sisters, Brothers and Others*, Aldershot 2006; Sophie

Heft hat demgegenüber den „Sehepunkt“ (Chladenius) zu Schwestern hin verlagert. Dabei geht es darum, den Blick für Seitenverwandte zu schärfen und in diesem Zusammenhang Schwestern nicht als eine graduell definierte Verwandtschaftsposition zu verstehen, sondern als Verwandte zu zeigen, die in unterschiedlichen historischen und verwandtschaftlichen Konstellationen sehr verschiedene Interessen, Rechte, Bedeutungen und Wirkungsfelder haben konnten. Kurz gesagt: Es gibt nicht *die* eine Schwester, es gibt viele verschiedene Schwestern, eben „Schwesterfiguren“, die durch ihre jeweilige verwandtschaftliche Position historisch und kulturell Konturen erhielten. Der Titel „Schwesterfiguren“ zielt neben konkreten Schwestern in ihrer historischen, politischen und sozialen Vielheit aber auch auf die Eigenschaft, ein „Geschwister“ zu sein: verschwistert zu sein, Teil eines Ganzen zu sein, einen gemeinsamen Ursprung zu haben und doch voneinander unterscheidbar zu sein.<sup>6</sup>

Der Beitrag von Michaela Hohkamp konturiert für den historischen Kontext frühneuzeitliche Fürstengesellschaft verschiedene Schwesterfiguren. Sie zeigt, wie Schwestern in ihren jeweiligen Settings, hier bestimmt durch ihre leibliche Verwandtschaft zu Brüdern, wirkten und dabei figuriert wurden. Waren weibliche Agnaten, so die exemplarisch für die frühneuzeitliche Fürstengesellschaft entwickelte Szene, über Mitgiftgaben oder (subsidiäre) Erbrechte in den Transfer von Herrschaft und Besitz eingebunden, so hatten sie aktiv Anteil an der gesellschaftlichen Praxis. Als Mittlerin zwischen den eigenen leiblichen Verwandten auf der einen und den affinen Verwandten auf der anderen Seite besetzte die verheiratete Schwester, die sogenannte „soror“, eine Schlüsselstellung. In dieser Position leistete sie aber nicht nur „Beziehungsarbeit“ oder fungierte für ihre Brüder und Väter als Informantin. Als Schwester von Machthabern transferierte sie Macht und andere Arten von Vermögen. Wenn ihr Bruder oder ihre Brüder starben, wurde aus einer solchen „soror“, der verheirateten Schwester, eine sogenannte „rechte (erbberechtigte) Schwester“, die keine Brüder hatte und damit Ansprüche auf Herrschaft und Gewalt geltend machen und mitunter auch transferieren konnte. Die Rede ist hier von Schwestern, die mit ihren Brüdern zweifach, das heißt über den mütterlichen Bauch und den väterlichen Samen, verwandt waren, trotz dieser Verwandtschaft aber gerade keine exklusive

---

Cassagnes-Brouquet u. Martine Yvernault (Hg.), *Frères et sœurs. Les liens adelphiques dans l'Occident antique et médiéval*, Turnhout 2007.

<sup>5</sup> Vgl. z. B. das Themenheft von *L'Homme. Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft*, 13, 1 (2002): *Die Liebe der Geschwister*, hg. von Karin Hausen u. Regina Schulte.

<sup>6</sup> Diese Besonderheit hat im 19. und auch noch im 20. Jahrhundert den Inzest zwischen Geschwistern zu einem weit verbreiteten Thema werden lassen, vgl. David Warren Sabeau, *Inzestdiskurse vom Barock bis zur Romantik*, in: *L'Homme. Z. F. G.*, 13, 1 (2002), 7–28.

Gruppe bildeten. Erst an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert wurden leibliche Geschwister, Bruder beziehungsweise Brüder und Schwestern ebenso wie Schwestern und Schwestern, als Teil eines Ganzen verstanden und zeitgenössisch als Kollektiv bezeichnet.

Wie sich solch ein Kollektiv konkret gestaltete, zeigt Jordan Lavers. Anhand von Briefen, die die adeligen Schwestern von Günderrode einander schrieben beziehungsweise mit den weiblichen Mitgliedern der bürgerlichen Familie Brentano austauschten, analysiert Lavers, wie innerhalb einer Gruppe von Schwestern an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert eine interne hierarchische Ordnung hergestellt wurde. Durch intensive Lektüre von Briefen, die zwischen den Schwestern und einer ihrer Freundinnen gewechselt wurden, gelingt es ihm, die Rangstreitigkeiten zwischen Schwestern zu entschlüsseln und das Ansprechen von Emotionen wie Ärger und Zorn als Werkzeug hierzu zu lesen. Mit dem Hinweis auf diese „negativen“ Emotionen stellt Lavers zugleich ein Narrativ in Frage, das Beziehungen zwischen Schwestern – im Sinne von „Sisterhood“ – vor allem aus der Perspektive von Solidarität und Zuneigung gesehen hat.

Der Beitrag von Stefani Engelstein nimmt die Idee der geschwisterlichen Paarbeziehung auf und befasst sich mit Geschwisterlichkeit beziehungsweise Verschwisterung als gesellschaftsstrukturierendem Konzept. Wie Engelstein zeigen kann, lieferte das als Kollektiv vorgestellte Geschwisterpaar, das Gleichheit und Unterschiedlichkeit zugleich in sich trug, das geeignete Instrument zur Entfaltung gesellschaftlicher Entwicklungsmodelle von Entitäten wie Sprachen und Nationen. Die Verwandtschaftsfigur des verschwisterten Paares, so argumentiert Engelstein in ihrem Beitrag zur Epistemologie der Moderne, avancierte zum Schlüsselkonzept für wissenschaftliche Erkenntnis und wurde zur Grundlage für eine Wissensproduktion, die die gesellschaftliche Matrix im 19. Jahrhundert formte.

In der Rubrik „Aus den Archiven“ analysiert Friederike Willasch Korrespondenzen zwischen Schwestern aus dem französischen und savoyischen Hochadel am Übergang vom späten Mittelalter zur Frühen Neuzeit als Instrument in der politischen Kommunikation der Zeit. Themenbezogene Rezensionen befassen sich mit Arbeiten zu leiblichen und ebenso zu natürlichen Verwandten („Bastarden“), deren Schwerpunkt im italienischen und französischen Sprachraum liegt.

In „Extra“ schreibt Sebastian Kühn über herrschaftliche Küchen als Teil einer politischen Öffentlichkeit. Indem die herrschaftliche Sphäre aus der Perspektive der DienstbotInnen gesehen wird, verwischen sich traditionelle Grenzen zwischen scheinbar Wichtigem und Unwichtigem. Da Kühn den Fokus vom Kabinett zur Küche verschiebt und die in ihr ein- und ausgehenden Personen weiterverfolgt, eröffnet er eine innovative Perspektive auf frühneuzeitliche Machtpolitiken: Mit dem Politikbegriff wird auch das Konzept von *agency* historisiert und differenziert.

In unserer Beitragsserie zur Geschichte und den Dimensionen sexueller Gewalt zieht Hyunah Yang Bilanz über den langen Kampf um Gerechtigkeit für die von sexueller Versklavung und Massenvergewaltigungen betroffenen Frauen durch die japanische Armee im Zweiten Weltkrieg, die euphemistisch als „Comfort Women“ bezeichnet wurden. Die japanische und die südkoreanische Regierung haben in ihrer 2015 getroffenen „abschließenden Vereinbarung über die Frage der ‚Comfort Women‘ in Korea“ die Stimmen der betroffenen Frauen und der Menschenrechtsorganisationen ignoriert, die japanische Täterschaft verharmlost und damit die Aufarbeitung des kollektiven Traumas erneut verhindert.

Zudem beginnen wir im Anschluss an eine frühere „L’Homme“-Beitragsserie zum Neuen Maskulinität sowie zu den Artikeln über Genderbashing in Frankreich (in Heft 1/2015) und zu den Gender Studies in Polen (in Heft 2/2016) eine Kommentarreihe zum Anti-Genderismus. Eröffnet wird sie von Ulrike Krampfl und Xenia von Tippelskirch, die sich anhand neuer Publikationen mit den Anti-Gender-Bewegungen befassen, die seit rund einem Jahrzehnt in vielen (jedoch nicht allen) europäischen Ländern Kernkonzepte des Feminismus und der kritischen Wissenschaft vor allem unter dem Schlagwort des ‚Genderismus‘ aufgenommen und zum neuen Feindbild umgedeutet haben. Diesem ‚Genderismus‘ wird ein fundamentalistisches und mit Hate Speech in Internetforen aggressiv verfochtenes Modell einer ‚wahren‘ bipolar männlich-weiblichen Geschlechterordnung gegenübergestellt, das in jeweils unterschiedlichen politischen und konfessionell-religiösen Kontexten steht. Um diese Ordnung zu zementieren, werden bürgerliche Familienmodelle, die bekanntlich erst im 19. Jahrhundert entstanden sind, essentialisiert und enthistorisiert. Kerstin Palm setzt sich in ihrem Beitrag „Fake Evolution“ mit eben dieser Essentialisierung aus der Perspektive neuerer biologischer Forschungen auseinander und verweist darauf, dass die vormalige XX-XY-Dichotomie zugunsten eines multifaktoriellen, nichtbinären Entwicklungsmodells von Geschlecht aufgegeben wurde. Eine intensivere

Zusammenarbeit zwischen kritischer Biologie und Genderforschung, so ihr Plädoyer, verspricht für beide Seiten theoretischen Gewinn.

Das insgesamt harscher gewordene Pflaster für Geschlechterforschung ist auch Thema des Beitrags von Therese Garstenauer, die über die aktuelle Lage der Gender und Queer Studies in Russland berichtet. Im *biopolitical turn*, der vor allem seit Putins dritter Amtszeit seit 2012 zu beobachten ist, wurde den meisten Zentren für Gender und Queer Studies mit einem Gesetz gegen „ausländische Agenten“ die materielle Basis entzogen. Gleichwohl, so ihr hoffnungsvoller Abschluss, ist die russische Geschlechterforschung nicht am Ende, sondern wird als transnationales Nischenprojekt fortbestehen. Im Kontext der Anti-Genderismus-Debatte verdient auch der in diesem Heft besprochene Band „L’Académie contre la langue française. Le dossier ‚feminsation‘“ Aufmerksamkeit, in dem die gegen eine „Feminisierung“ des Französischen gerichtete Sprachpolitik der Académie française analysiert und dokumentiert wird. Die Forderung, statt einer „Feminisierung“ der Sprache ihre „Entmaskulierung“ anzustreben, ist ein wichtiges Argument gegen die Forderung der Anhänger (der Verzicht auf die weibliche Form von Anhänger wurde bewusst gewählt) des Anti-Genderismus nach einer Sprachbereinigung. Zum Anti-Genderismus haben wir auch Luisa Passerini befragt. Angesichts der derzeitigen populistischen Pervertierung zentraler analytischer Leitkonzepte wie Geschlecht/Gender oder eines pluralistischen Tatsachenbegriffs erinnert sie an vergleichbare Erfahrungen der 1968er-Bewegung und fordert dazu auf, einige Aspekte des radikalen Feminismus wiederzubeleben – „in der Theorie wie in der Praxis“ – und zu versuchen, „einige politische Interpretationen dessen, was wir erforscht haben, neu zu erfinden“. Aber auch Passerinis Werk, in das das Gespräch mit Almut Höfert Einblicke gibt, zeigt, so unsere Einschätzung, ein Gegenmittel auf: die konsequente Anwendung der Erkenntnis, dass Erinnerung stets subjektiv ist, der Erinnerung durch die ihr inhärente Intersubjektivität aber auch Grenzen auferlegt sind, die Lügen und dem Postulat einer unverrückbaren Wahrheit zugleich entgegenstehen.

*Almut Höfert, Michaela Hohkamp und Claudia Ulbrich*